

**Predigt von Prof. Dr. H.-J. Eckstein am 24.08.2008  
in der Stiftskirche Stuttgart**

**Eröffnungsgottesdienst des Europäischen Musikfests 2008  
der internationalen Bachakademie Stuttgart**

*Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat:  
Der dir alle deine Sünde vergibt und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben vom Verderben erlöst, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit, der deinen Mund wieder fröhlich macht, und du wieder jung wirst wie ein Adler. Der Herr schafft Gerechtigkeit und Recht allen, die Unrecht leiden. Er hat seine Wege Mose wissen lassen, die Kinder Israels sein Tun. Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte. Er wird nicht für immer hadern noch ewig zornig bleiben. Er handelt nicht mit uns nach unseren Sünden und vergilt uns nicht nach unsrer Missetat. Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, läßt er seine Gnade walten über denen, die ihn fürchten. So fern der Morgen ist vom Abend, läßt er unsre Übertretungen von uns sein. Wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, die ihn fürchten. Denn er weiß, was für ein Gebilde wir sind, er gedenkt daran, dass wir Staub sind. (Psalm 103, 1-14)*

Liebe Festgemeinde,

kann etwas auf vollendete Art unvollendet sein? Oder aber kann etwas auf noch unvollendete Weise bereits vollendet sein? Die europäischen Musikfeste stehen dieses Jahr unter dem Leitmotiv „Vollendet – unvollendet“. Unsere Gedanken werden gewandert sein, unsere Gefühle mögen sich abgewechselt haben, als wir dieses *spannende*, mehr noch *spannungsreiche* Thema gelesen und gehört haben.

In der Tat werden wir den Texten der Psalmen, in der Tat werden wir den Texten der Motetten von Johann Sebastian Bach nicht gerecht, wenn wir sie weniger als spannungsreich und spannend hören.<sup>1</sup>

Es gab Zeiten im letzten Jahrhundert, da hat man beide gering geschätzt: die Frömmigkeit der Psalmen und die Texte, die wir in den Werken von J. S. Bach zu Gehör bekommen. Es waren die Zeiten, in denen wir mit Widersprüchen lieber menschlich-dialektisch umgingen als an Realität und Wirklichkeit orientiert. Wir glaubten an die

---

<sup>1</sup> Vor der Predigt erklang die Motette »Komm, Jesu, komm« BWV 229 von Johann Sebastian Bach (1685-1750):

Komm, Jesu, komm, mein Leib ist müde,  
die Kraft verschwindt je mehr und mehr,  
Ich sehne mich nach deinem Friede;  
Der saure Weg wird mir zu schwer!  
Komm, ich will mich dir ergeben;  
Du bist der rechte Weg, die Wahrheit und das Leben.

Drum schließ ich mich in deine Hände  
Und sage, Welt, zu guter Nacht!  
Eilt gleich mein Lebenslauf zu Ende,  
Ist doch der Geist wohl angebracht.  
Er soll bei seinem Schöpfer schweben,  
Weil Jesus ist und bleibt der wahre Weg zum Leben.

Verbunden mit der Schriftlesung von Johannes 14, 1–7 und dem Gemeindelied »Jesus ist kommen, Grund ewiger Freude« (EG 66, 1.2.8)

Machbarkeit unseres Lebens. Wie naiv das Gottvertrauen dieser alten Texte manchen von uns damals erschien! Wir glaubten daran, dass wir Gottes Schöpfung selbst vollenden könnten. Warum das Wehklagen über Nicht-Vollendung? Wir glaubten, dass wir das vollkommene Leben hier und jetzt selbst verwirklichen und uneingeschränkt vollkommen gestalten könnten. Wie ist da der Vorbehalt der alten Texte befremdend demütig.

Aber machen wir uns nichts vor, unsere Allmachts-Phantasien sind im eigenen Leben, in unseren Familien, in unseren Städten, ja in dieser globalen Welt längst umgeschlagen in Ohnmachtsgefühle. Konnte man die Studenten, als ich selbst noch einer war, kaum bändigen vor ihrem Tatendrang und ihrer Weltveränderung, mussten wir in den 90er Jahren in Heidelberg als Professoren den Studenten schon sagen, wie man eine Demonstration macht und selbst in der ersten Reihe gehen. Sind wir über die Verzagtheit der jungen Generation am Ende des letzten Jahrhunderts, zu Beginn dieses neuen Jahrhunderts nicht eher irritiert? Wie schwer ist es heute in Gesellschaft und Politik, Menschen zu begeistern, zu motivieren, dazu zu bringen, etwas anzupacken und zu „vollenden“.

In der Tat: wir brauchen eine neue Motivation im Umgang mit der Unvollkommenheit des eigenen Lebens und unserer Familien, mit dem Unvollendetsein unserer Gesellschaft und Welt. Und schauen wir genauer hin, dann brauchen wir über die alten Texte und deren Musik gar nicht zu lachen. Vielmehr werden wir umgekehrt in diesen Texten eine Differenziertheit und Reflexion entdecken können, die unsere eigene Naivität schon längst überwunden hat.

Naivität soll es sein, sich nicht nur auf die Wirklichkeit eigener Gefühle, Erfahrung und Möglichkeit zu reduzieren? Dabei kann kein Mensch leben, wenn er nicht zugleich eine weitere Realität ahnt, wenn ihm nicht eine andere Realität zugesprochen und eröffnet wird, die über seine momentane Erfahrung hinausgeht. Es geht um das spannungsvolle Verhältnis von erfahrener – beschränkter – *Wirklichkeit* und vertrauensvoll geglaubter – größerer – *Realität*. Der, der keine Vollendung kennt, jenseits seines eigenen Unvollendetseins, muss am Leben verzagen.

Neben der Naivität hat man den alten Texten vorgeworfen, dass Sie – in barocker Manier – „todessehnsüchtig“ seien. Der „saure Weg“ wird als zu schwer empfunden, man sehne sich nach dem Sterben. Doch es ist nicht Todessehnsucht, die sich hier ausspricht. Es ist vielmehr die Ahnung von einem vollendeten Leben jenseits des eigenen Leidens und Sterbens. Und damit geht es um das Erfülltsein mit einer Hoffnung schon diesseits der Erfahrung des eigenen Verlustes von Leben.

Denn das ist nun genau das *Spannende* an den Texten der Psalmen, die wir bei J. S. Bach verarbeitet sehen. Hier wird die Spannung des Lebens durchgehalten und ausgehalten – die Spannung nämlich, dass wir einerseits unsere Wirklichkeit eingestehen, dass wir sie anschauen und zulassen, dass wir wahrhaftig werden und uns nicht selbst belügen. Wie viele Kriege, Verluste und Krankheiten mussten die Menschen zur Zeit des Entstehens dieser Motetten aushalten!

Ja, wir sind als Menschen in unserem Leben wie das Gras, das jetzt noch grünt und morgen verwelkt. Ja, wir sind wie die Blume, die heute vollkommen blüht und fasziniert, und morgen kennt sie ihre Stätte nicht mehr. Und zugleich sind wir diejenigen, die aus einer Vollkommenheit leben, aus einer himmelhohen Zuwendung und Gnade, aus einem Leben und einer Realität, die auch dann noch bestehen, wenn wir es nicht mehr erfahren, fühlen und sehen.

Hier gelingt es, die Spannung ernst zu nehmen zwischen der subjektiven Erfahrung der Wirklichkeit einerseits und der die Situation überschreitenden Zuversicht und

Hoffnung anderseits. Hier gelingt es, wahrhaftig zu sein gegenüber dem eigenen Leben und dennoch nicht den Mut zu verlieren.

Aber wie soll das gehen? Das muss uns *zugesprochen* werden; das muss uns – noch besser – *zugesungen* werden. Da sollten wir am besten selbst mit einstimmen. Ein Leben in einer solchen Spannkraft können wir nicht erfinden – das muss uns inspiriert werden.

Gott hat uns zwei Geschenke gegeben, durch die er uns dies eröffnet: das *Evangelium* und die *Musik*. Am schönsten sind seine Geschenke aber, wenn sie für uns in eins fallen. Wenn das Evangelium gesungen wird und die Musik vom Evangelium erfüllt ist. Dies bekommen wir heute zu Gehör!

In der Tat wird uns hier Leben zugesprochen in Anfechtung und Zweifel, in Schuld und Vergänglichkeit. Und wer von uns hätte das nicht schon erfahren, dass er mit der Oberflächlichkeit seines Alltags, mit den Problemen, die ihn eben noch plagten, in ein Konzert ging und sich plötzlich der Himmel öffnete und die Wirklichkeit des Alltags aufgesprengt wurde? Da wird das Grau bis Schwarz, das eben noch bestimmend war, überraschend aufgehellt und wir dürfen teilnehmen an der Eröffnung von Weg, Wahrheit und Leben. Da wird unser Mund plötzlich wieder fröhlich und wir erleben uns wieder kraftvoll und „jung wie ein Adler“.

Woran liegt das? Nicht jeder Gedanke an eine Transzendenz, nicht jedes Bild von einer Gottheit hat schon an sich diese lebensfördernde und zur Beziehung befähigende Wirkung. Es ist dieser bestimmte Gott, dieser Schöpfer und Vater Jesu Christi. Es ist dieser eine Vater, der sich unser erbarmt wie ein liebender, fürsorglicher Vater über seine Kinder.

Es stimmt auch nicht, dass jede Frömmigkeit an sich schon lebenseröffnend wäre. Wir wissen aus Seelsorge und Therapie: es gibt auch Frömmigkeits- und Religionsformen, die Menschen abwerten, überfordern und vernichten können. Nein, wir müssen schon richtig von Gott reden! Und das, was uns in allem Unvollendetsein diese Vollkommenheit ahnen lässt, was uns Zuversicht und Hoffnung bei den Tränen unserer Sterblichkeits- und Vergänglichkeitserfahrung gibt, ist das Vertrauen in einen Gott, der uns liebt; der uns voraussetzungslos und bedingungslos und grenzenlos annimmt – „Gott, nimm dich ferner unser an! – „Drum sei du unser Schirm und Licht, und trügst uns unsre Hoffnung nicht, so wirst du's ferner machen“.

So, wie es viele von uns vielleicht in ihrer menschlichen Biographie bei ihren leiblichen Vätern nie erfahren durften; so, wie es aber gerade diese Menschen – quasi im Kontrast zu ihrem eigenen Leben – sofort erahnen und verstehen können. Da ist einer, der mich vollkommen liebt, auch wenn ich den Erwartungen nicht entspreche und versage. Da ist jemand, der sich an mir freut – auch wenn ich keinen Grund zur Freude sehe. Da ist jemand, der Geduld mit mir hat über meinen ganzen Lebensweg – auch wenn ich selbst über mich und meine Wirklichkeit zornig, wütend und ablehnend bin.

*Gott* wird hier besungen. Und es wird durchaus spannungsreich und gar nicht naiv im Wechsel der Chöre verdeutlicht, dass sich der Glaube zuweilen selbst ins Wort fällt. Die Chöre artikulieren gleichzeitig und wechselseitig Zweifel und Klage über die Vergänglichkeit. Und sie bitten Gott, sich gleichsam ins Wort fallend, dass er sich doch weiter über uns erbarmen möge: „Gott, nimm dich ferner unser an!“

Es kommt zugleich zum Ausdruck, dass unser Weg uns zu „sauer“, zu schwer und unerträglich wird – und dass wir Zuversicht und Hoffnung haben auf das, was kommt – auf *den*, der kommt! Der Glaube ruft danach, dass endlich die Erlösung kommen möge: „Komm, Jesu, komm!“ Und er ruft zugleich in der Gewissheit, dass dieser Je-

sus schon voll-kommen ist. Dass er in seinem Wort, dass er in der Musik, dass er im Gottesdienst mitten unter uns ist und sich selbst uns singend, tröstend und ermunternd zuwendet.

Man kann sagen, dass der gekreuzigte Jesus Christus geradezu die Verkörperung des Motives unseres Musikfestes ist. Niemand hat so eindrücklich wie Jesus von Nazareth gezeigt, wie man vollendet-unvollendet leben kann: menschlich, sterblich, angefochten, ja sogar zweifelnd und verzweifelt – und dennoch vertrauend, hoffend, liebend und zugewandt bis zur Stunde seines eigenen Sterbens. Er führt uns vor Augen, wie wir vollendet unvollendet leben dürfen; und sein Vater hat in der Auferweckung seines Sohnes erwiesen, dass eine solche Vollendung nicht unvollendet bleiben soll.

Der Glaube fällt sich selbst ins Wort. Er lässt die Klage und den Zweifel zu. Er leidet an Krankheit, Verlust und Vergänglichkeit. Und er lässt sich zugleich von anderen Teilen des Chores – von anderen Stimmen – dazu ermutigen, Gott zu loben, ihm zu vertrauen, sich von ihm halten zu lassen und sich in ihm zu bergen. Denn derjenige, der vollkommen angenommen ist, der kann selbst annehmen: natürlich zunächst diesen Zuspruch und diesen Gott. Wer angenommen ist, kann auch andere Menschen annehmen – auch wenn sie so unvollendet erscheinen. Er kann auch sich selbst, sein Leben und sein Schicksal annehmen, was manchem vielleicht als das Schwierigste erscheint. Wer angenommen ist, kann schließlich sogar annehmen, dass er selbst vergänglich ist. Wer so angenommen ist, wird nicht etwa seine Vergänglichkeit und Sterblichkeit an sich annehmen, sondern die gewisse Zusage, das Gläubige wohl *sterben* können, aber dass sie niemals *tot* sein werden. Dass sie dann vielmehr einstimmen werden in den Chor der durch Christus Vollendeten, die Gott in uneingeschränkter Gemeinschaft für all das Gute loben werden, was er ihnen in seiner Gnade und Barmherzigkeit getan hat. Dies erkennt der singende Glaube im Psalm wie in der Motette bereits vorwegnehmend.

Wer von etwas wirklich ergriffen ist, der auch kann loslassen. Loslassen können wir die Gedanken an all die Oberflächlichkeit unseres Alltags – schon wenn wir diese ergreifende Musik hören und die Worte uns ins Herz gehen. Loslassen können wir dann auch das, was uns jetzt noch als so wichtig erscheint, vermeintlich als der „Inhalt“ und der „Sinn“ unseres Lebens. Loslassen müssen wir – ob wir es wollen oder nicht – geliebte Menschen, die uns entrissen werden. Loslassen müssen wir dann am Schluss sogar noch unser Leben selbst – aber nicht in Resignation, sondern hoffentlich in der Gewissheit, dass wir geborgen sind in Gottes Erbarmen, der uns nicht aufgibt, wie ein liebender Vater und eine wie liebende Mutter, die ihre Kinder niemals vergessen können, die sie immer halten und begleiten werden.

Der singende Glaube unterbricht unsere unvollkommene Wirklichkeit und erinnert uns in Erschöpfung und Niedergeschlagenheit an unsere wahre Lebensqualität: „Gott, nimm dich ferner unser an!“ Der Gott, der uns das zugesprochen hat, der Vater Jesu Christi, dem dürfen wir vertrauen, auf den dürfen wir uns verlassen – von uns selbst weg und zu ihm hin. „Wohl dem, der sich nur steif und fest auf dich und deine Huld verlässt.“ Der Glaube fällt sich selbst ins Wort. Er singt Gott schon im Vertrauen, während er selbst noch klagt.

Damit aber ist der singende Glaube die vollendetste Art, unvollendet zu leben.

Amen.

Es folgt die Motette von Johann Sebastian Bach »Singet dem Herrn ein neues Lied« BWV 225

*Singet dem Herrn ein neues Lied; die Gemeinde der Heiligen sollen ihn loben. Israel freue sich des, der ihn gemacht hat. Die Kinder Zion sei'n fröhlich über ihrem Könige, sie sollen loben seinen Namen im Reihen; mit Pauken und mit Harfen sollen sie ihm spielen. 1*

Wie sich ein Vater erbarmet

*Gott, nimm dich ferner unser an,  
über seine jungen Kinderlein,*

*Gott, nimm dich ferner unser an,  
so tut der Herr uns Armen,*

*Gott, nimm dich ferner unser an,  
so wir ihn kindlich fürchten rein.*

*Gott, nimm dich ferner unser an,  
Er kennt das arm Gemächte,*

*Gott, nimm dich ferner unser an,  
Gott weiß, wir sind nur Staub,  
denn ohne dich ist nichts getan  
mit allen unsern Sachen.*

gleichwie das Gras von Rechen,

*Gott, nimm dich ferner unser an,  
ein Blum und fallend Laub,*

*denn ohne dich ist nichts getan  
mit allen unsern Sachen.*

Der Wind nur drüber wehet,

*Gott, nimm dich ferner unser an,  
So ist es nicht mehr da,*

*Drum sei du unser Schirm und Licht,  
und trügt uns unsre Hoffnung nicht,  
so wirst du's ferner machen.*

Also der Mensch vergehet,  
sein End, das ist ihm nah. 2

*Wohl dem, der sich nur steif und fest  
auf dich und deine Huld verläßt.*

Lobet den Herrn in seinen Taten,

lobet ihn in seiner großen Herrlichkeit!

Alles, was Odem hat, lobe den Herrn, halleluja!

Dr. Hans-Joachim Eckstein ist seit 2001 Professor für Neues Testament an der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Tübingen – zu Person, Adresse und Veröffentlichungen s. [www.uni-tuebingen.de/ev-theologie/personal/eckstein](http://www.uni-tuebingen.de/ev-theologie/personal/eckstein)

Zur Vertiefung der Ausführungen s. H.-J. Eckstein, Glaube als Beziehung. Von der menschlichen Wirklichkeit Gottes; ders., Du liebst mich, also bin ich. Gedanken, Gebete und Meditationen; ders., Du hast mir den Himmel geöffnet. Perspektiven der Hoffnung.